

Ansprache zum Gedenktag an die Shoa

27. Januar 2007 Marktkirche Hannover

von Landesbischof Dr. Friedrich Weber

Meine sehr verehrten Damen und Herrn!

"Aus Liebe zum Leben,
aus Sorge um das Leben,
aus Verantwortung für das Leben
sind wir hier.

Wie sieht diese Welt aus,
was ist aus diesem Land geworden -
und was wird, wenn es so weitergeht?

So offen und so ehrlich uns das möglich ist,
versuchen wir Rechenschaft zu geben
von unserer Ratlosigkeit und Mitschuld,
von unserer Hoffnung und Verantwortung." (Dresden 13.2.1988)

Von Friedrich Schorlemmer stammen diese Worte.

Sie treffen auch meine Situation heute -

62 Jahre danach, 62 Jahre nach den Ereignissen, die auch mein Leben nicht unberührt ließen. Ich will mein Entsetzen nicht beschreiben, als die Erkenntnis in meinem Denken und meinem Fühlen wuchs, um das Unrecht, um die Leiden, den Tod der ein "Meister in Deutschland" war, wuchs und mir zunehmend bewusst wurde, dass Traditionen und Wirkungen christlicher Theologie und kirchlicher Lehre solches Geschehen nicht verhindert, sondern es offen oder subtil ermöglicht hatten.

Es hat mich nicht mehr losgelassen, denn das Unrecht und der Tod hatten Gesichter - die Gesichter von Menschen. Einem bin ich als Student begegnet: Er war ein Grandseigneur der Wissenschaft aber auch einer von denen, die davon sprachen, das es an der Zeit sei, mit einer "Entsorgung der deutschen Vergangenheit zu beginnen", um endlich die Normalisierung der deutschen Geschichte zu erreichen. "

Die Wahrheit ist einfach –

s i e beschreibt die Normalität, denn:

es gibt nichts zu bestreiten, es gibt nichts rechtfertigend zu erklären. Man kann einen Holocaust nicht verstehen, weder damals noch heute.

Wir wissen, dass der Ruf nach „Normalisierung der deutschen Geschichte“ Früchte trägt: die Zahl der rechtsextremen und antisemitisch motivierten Straftaten nimmt zu, Neonazis sind in Landtage eingezogen, rassistische Übergriffe kommen immer wieder vor. Im Zuge der Fußballweltmeisterschaft wurden vor heiklen Gegenden gewarnt (wie problematisch das auch gewesen sein mag, so war es doch ein sehr deutliches Signal der Angst vor rechtsextremer Gewalt). Und schließlich gibt es noch immer keine jüdischen Gottesdienste, Kindergärten, Kunst- oder Kulturveranstaltungen und Altenwohnheime in unserem Land, die ohne Polizeischutz auskommen können. Juden in diesem Land kennen Drohbriefe und Anschläge als Alltäglichkeit. Schusssichere Folien schützen die Fenster von Synagogen und Notrufknöpfe direkt zur Polizei gehören zu deren Ausstattung. Und das alles nicht aus übertriebener Ängstlichkeit, sondern weil es der Innenminister angeordnet hat. So also müssen Juden in Deutschland geschützt werden.

Ist das normal?

Ist es normal, wenn in Bahnhöfen nicht an die Deportation von Juden erinnert, die dort ihren Ausgang nahm, werden darf.

Ja, offenbar ist das unsere traurige Normalität –

aber keine, mit der wir uns abfinden dürfen,

keine, die wir hinnehmen könnten und deswegen ist deutlicher Protest mehr als geboten.

Unser jährliches Gedenken der Shoa muß auch sagen: Nicht länger mehr!

Allerdings muß aus diesem jährlichen Gedenken eine Kultur der Erinnerung werden, die unsere Gesellschaft vor dem Gedächtnisverlust und der Orientierungslosigkeit bewahrt. Wir brauchen eine Gedenkkultur, für die nicht nur die ewig Gleichen zuständig sind. Darum frage ich: Warum interessieren wir uns so wenig für die Herkunft und Überwindung antisemitischer Einstellungen? Wo bleiben die bohrenden Fragen an die Vertreter und Vertreterinnen der Mehrheitsgesellschaft? Tun wir in unseren Einrichtungen und Institutionen, in unseren gesellschaftlichen und privaten Bezügen genug, um rechter Gewalt

vorzubeugen, ist uns bewusst, dass demokratische Grundregeln nicht mit den Genen weitervererbt, sondern immer neu gelernt werden müssen?

Wir alle sind doch in einer demokratischen Gesellschaft für die antisemitischen Ausschreitungen mitverantwortlich! Und machen wir uns nichts vor: Es finden sich bis in die jüngsten Schulklassen hinein die Gedanken der Ausgrenzung, der Abneigung gegen das Fremde, antisemitische und rassistische Einstellungen.

Ich möchte es deutlich sagen: Die vermeintlichen Minderheitenprobleme in unserem Land sind in aller Regel Probleme der Mehrheitsgesellschaft. Es ist eben leichter dazu zu verführen, z.B. das Asylrecht - eine Frucht aus den Erfahrungen der Nazizeit - auszuhöhlen, als eine rationale Diskussion über die Zusammenhänge, die Menschen zur Flucht aus ihrer Heimat bewegen, zu führen.

Darum bedarf es dringend der Tapferkeit von Menschen guten Willens, die sich den einfachen Argumenten und scheinbar harmlosen Anfängen entgegenstellen, die nicht wegsehen, wo rechte Gewalt zuschlägt .

Wir alle sind aufgerufen zur Tapferkeit im Alltag. Und wir fordern unseren Staat auf, endlich auch – wenn möglich – rechtliche Schritte gegen die einzuleiten, die die Hassparolen höchst subtil zu Haltungen umdeuten, die in einer Demokratie doch wohl als freie Meinung geäußert werden dürfen.

Die Opfer der Shoa hatten und haben Gesichter.

Ich habe sie lange nicht gesehen. Erst Anfang der siebziger Jahre:

ehemalige jüdische Mitbürger waren eingeladen von ihrer Heimatstadt - und das Wunder geschah, die Einladung wurde angenommen.

Der Anfang war Sprachlosigkeit, Schweigen: wie sollte denn auch geredet werden nach Bergen Belsen und Auschwitz...

Und ich denke an Benyamin Amiram, einen Freund, der aus unserer – seiner Heimat fliehen musste. Sein Vater und viele aus seiner Familie überlebten den Naziterror nicht.

Ich habe, von der Wärme seines Wortes befreit, die Chance des Gesprächs, des Miteinanders geschenkt bekommen.

Rose Ausländer schreibt:

*„Die Finsternis wächst auch im Licht es ist kalt wir erfrieren stehle einen Funken
Sonne zünde ein Feuer an in der Straße aus Stroh wärme dein Wort“*

Ich habe ihm und vielen anderen zu danken: Männern und Frauen, die trotz der

Brandsätze in ihren Gotteshäusern, die trotz des Martyriums, die trotz des Holocaust ihr Wort gewärmt haben.

Wir alle leben von dieser Wärme des Wortes - gerade jetzt, da wir der Opfer gedenken.

Da wird Hoffnung zur Kraft des Widerstandes, selbst dort, wo die Aussicht versperrt ist

Das Wunder der Wende zum Leben erwarten,
das ist Glauben gegen den Augen-Schein,
so wie Noah mitten in der Flut,
wie Abraham und Sarah, in der Fremde, alt und kinderlos,
wie Mose mitten in der Wüste,
wie Jesaja im Exil, wie Jona in Ninive
und wie die Jünger an Karfreitag.

Sie alle erlebten das Wunder der Wende zum Leben.

Es ist nötig, das wir jene suchen und mit ihnen sprechen, die mit den einfachen Parolen von gestern ihrer eigenen Angst und Unsicherheit vor der Gegenwart und Zukunft entfliehen. Der Schriftsteller und Regisseur Pasolini hat bereits 1975 hierzu das Nötige gesagt. Ich zitiere:

"Was einen jungen Menschen zu dieser Entscheidung treibt", nämlich sich als Faschist zu gebärden, "ist eine Mischung von grenzenloser Verzweiflung und Neurose, und vielleicht hätte eine kleine andersartige Erfahrung in seinem Leben, um sein Schicksal anders verlaufen zu lassen."

Es ist aber genauso nötig, dass unser Staat denen mit der gebotenen Konsequenz begegnet, die die Freiräume unserer Demokratie nutzen, um ihre Ideologie zu verbreiten, deren wahres Gesicht noch immer Haß und Gewalt ist.

Vielen Dank